

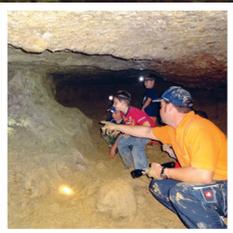


Gemeinde
eschenbach
Landluft in Stadtnähe

Neujahrsblatt

20

18



Neujahrswanderung und Neujahrsblatt 2018



Vordersagen / Hintergoldingen

An Traditionen soll man festhalten: Die Neujahrswanderung wird deshalb selbstverständlich auch 2018 durchgeführt und mit einem Neujahrsblatt komplettiert. Die Wanderung und das Neujahrsblatt nehmen zum letzten Mal in dieser «Trilogie» das Thema «Sagen und Geschichten» auf. Diese dritte Folge widmet sich dem Gemeindeteil Goldingen.

Die Wanderung war wiederum voller spannender Informationen und Anekdoten, welche in diesem Neujahrsblatt zusammengefasst sind. Unterwegs erfuhr die Wanderschar unter anderem, wer die schöne Frau vom Mondmilchgubel war, welche Schätze sogar «Chinesemannli» ins Goldingertal lockten und so manche alte Überlieferung und Legende.

Neujahrsblatt-Trilogie

Das vorliegende Neujahrsblatt beleuchtet die eine oder andere Sage oder Geschichte auf dem Gebiet der ehemaligen Gemeinde Goldingen. Es bildet den dritten und letzten Teil der dreiteiligen Serie.

Die Kulturkommission kann auf leidenschaftliche Erzähler, belesene Hobby-Historiker und auf viel historisches Material

aus allen Ortsteilen Eschenbachs zählen, so dass es ihr jedes Jahr möglich ist, spannenden Stoff zu einem Neujahrsblatt zu verarbeiten.

Mit dem Neujahrsblatt 2018 gibt die Kulturkommission einen weiteren Einblick in die «Sagen und Geschichten» von Eschenbach.

Viel Vergnügen beim Lesen!

Kulturkommission Eschenbach

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	2
Der Mondmilchgubel	3
Die Goldlöcher von Goldingen	5
Von «Venedigern» und «Chinesemannli»	9
Von Hexerei und Zauberbüchern	11
«Buure-Regle» und allerhand «Ughün» und Anekdoten	12
Impressum	16

Die Sagen um den Mondmilchgubel

Bei der Recherche zu diesem Neujahrsblatt kamen verschiedene Varianten zur Sage vom Mondmilchgubel zum Vorschein. Einmal beschützt eine schöne Frau den Schatz, einmal verschiedene Kriechtiere. Lesen Sie selbst, wer der bessere Beschützer war...

Die schöne Frau vom Mondmilchgubel

Zu Vater Oberholzer in der Sonnenwies im Oberholz kam einmal bei eintretender Nacht ein Venedigermännchen und sagte, es habe in seinem Zauberbuch gelesen, dass es hinten an der Töss einen Felsen gebe, der mit einer eisernen Tür verschlossen sei. Hinter dieser Tür liege ein Schatz vergraben. Oberholzer schaute sich das Männchen eine Weile an und antwortete ihm, er kenne den Felsen wohl, das sei der Mondmilchgubel. Der Schatzgräber bat hierauf den Sonnenwiesler, er möge ihm den Weg dorthin zeigen, es solle nicht sein Schaden sein. Nachts um zwölf Uhr sollte er dort sein. Oberholzer bedachte sich nicht lange, denn er litt an Schätzen keinen Überfluss. Auf den Schlag der Mitternachtsstunde standen die beiden

vor der eisernen Türe. Der Venediger deutete dem Begleiter, er solle von jetzt an den Mund halten, was auch geschehen möge. Dann klopfte er dreimal an die Pforte, welche jetzt leise ächzend aufging. Eine wunderschöne, weissgekleidete Frau stand im Eingang. Sie winkte den beiden, ihr zu folgen. Bei einer schwarzen Eisentruhe hielten sie an. Auf dem Deckel hockte ein scheusslicher schwarzer Pudel. Den jagte die weisse Frau weg, und der Deckel sprang von selber auf. Und was sahen die beiden? Die ganze Truhe lag voller Goldstücke! Mit grosser Eile füllte der Venediger seinen Sack, und kaum hatte er ihn vollgestopft, so schnappte der Deckel wieder zu. Auch der Hund setzte sich wieder darauf. Während dieser Zeit musste der Bauer immer nur die schöne Frau ansehen; ihr liebes Angesicht rührte ihn so, dass er kein Auge abwenden konnte. Aber als der Venediger seine Sachen beisammen hatte, führte die Frau ihren mitternächtlichen Besuch wieder vor die Türe, und plötzlich standen sie wieder im Freien. Die Türe schnappte wieder zu, und der Sonnenwiesler konnte am leeren Daumen saugen.

Winterliches Goldingen



Der Mondmilchgubel

Zu Vater Oberholzer in der Sonnenwies im Oberholz kam einmal bei eintretender Nacht ein Venedigermännchen und sagte, es habe in seinem Zauberbuch gelesen, dass es hinten an der Töss einen Felsen gebe, der mit einer eisernen Tür verschlossen sei. Hinter dieser Tür liege ein Schatz vergraben. Oberholzer schaute sich das Männchen eine Weile an und antwortete ihm, er kenne den Felsen wohl, das sei der Mondmilchgubel. Der Schatzgräber bat hierauf den Sonnenwiesler, er möge ihm den Weg dorthin zeigen, es solle nicht sein Schaden sein. Nachts um zwölf Uhr sollte er dort sein. Oberholzer bedachte sich nicht lange, denn er litt an Schätzen keinen Überfluss.

Auf den Schlag der Mitternachtsstunde standen die beiden vor der eisernen Türe. Der Venediger deutete dem Begleiter, er solle von jetzt an den Mund halten, was auch geschehen möge. Als die beiden Männer die Höhle betreten hatten, bemerkten sie eine eiserne Kiste, auf der ein pechschwarzer Pudel sass. Das Tier sprang aber sofort weg, und der Venediger zog aus der Kiste Würmer, Eidechsen, Schnecken,

Kröten und Schlangen, welche er in einen Sack steckte. Dem Sonnenwiesler grauste es so, dass er nicht imstande war, weder in die Kiste zu schauen, noch zu langen. Er musste mit leerem Sack abziehen. Gereut hat es ihn nachher doch, denn als der Fremde draussen seinen Sack umkehrte, waren die Tiere alle zu Gold geworden.

Die Goldlöcher

Es war vor langen Jahren, als im Goldingertal zwei junge, krausköpfige, welschparlierende Burschen erschienen. Gross und klein spähte nach ihnen, die Bauern durch die Astlöcher im Tenntürli und das Weibervolk hinter den Umhängen hervor. Das Treiben der beiden nahm sich gar sonderbar aus. Sie stiegen in jedes Bächlein hinab, um im Geröll zu stochern. Sie klopfen mit ihren Hämmern an alle Felsen, und wo sie etwas Glänzendes im Gestein erhaschen mochten, steckten sie es in einen ledernen Sack. Nach einiger Zeit hatten die Leute herausgebracht, dass die beiden Fremden, Venediger nannte man

Das Goldloch, auch «lsaraloch» genannt



Die Goldlöcher von Goldingen

sie, Gold suchten. Ob sie welches gefunden, weiss man nicht. Zu jenen Zeiten soll es üblich gewesen sein, das Vieh auf den Weiden mit Steinen zu treiben. Das beobachteten auch die Welschen. Kopfschüttelnd meinten sie zu den Hirten, wenn sie wüssten, was für Steine sie da herumwürfen, so würden sie dieselben nicht den Kühen nachwerfen. Am Abhang der Kreuzegg, da wo jetzt das Steingewirr des abgebrochenen Berges liegt, gruben die Venediger eine mächtige Höhle. An den Wänden und am Boden kratzten sie den Sand ab und trugen ihn in Säcken fort. Ihr Quartier hatten sie in Jöslis Haus bezogen. Das ist heute die Wirtschaft zur Sonne in Hintergoldingen. Obschon sie dort mit verschiedenen Einheimischen zusammenkamen, liessen sie kein Wort vom Gold verlauten. Wochen und Monate wühlten sie in der Erde. Sie gruben so lange, bis am 28. des Brachmonats 1757 die Höhle und der ganze Berg zusammenfielen. Seither heisst er «de abproche Berg». Aber die Venediger wurden noch nicht kopfscheuh. Am Dägelsberg begannen sie eine neue Höhle auszugraben. Auch da arbeiteten sie mit grossem Fleiss, ja sie gruben so tief in den Fels hinunter, dass dem Brunnen in der Hübschegg das

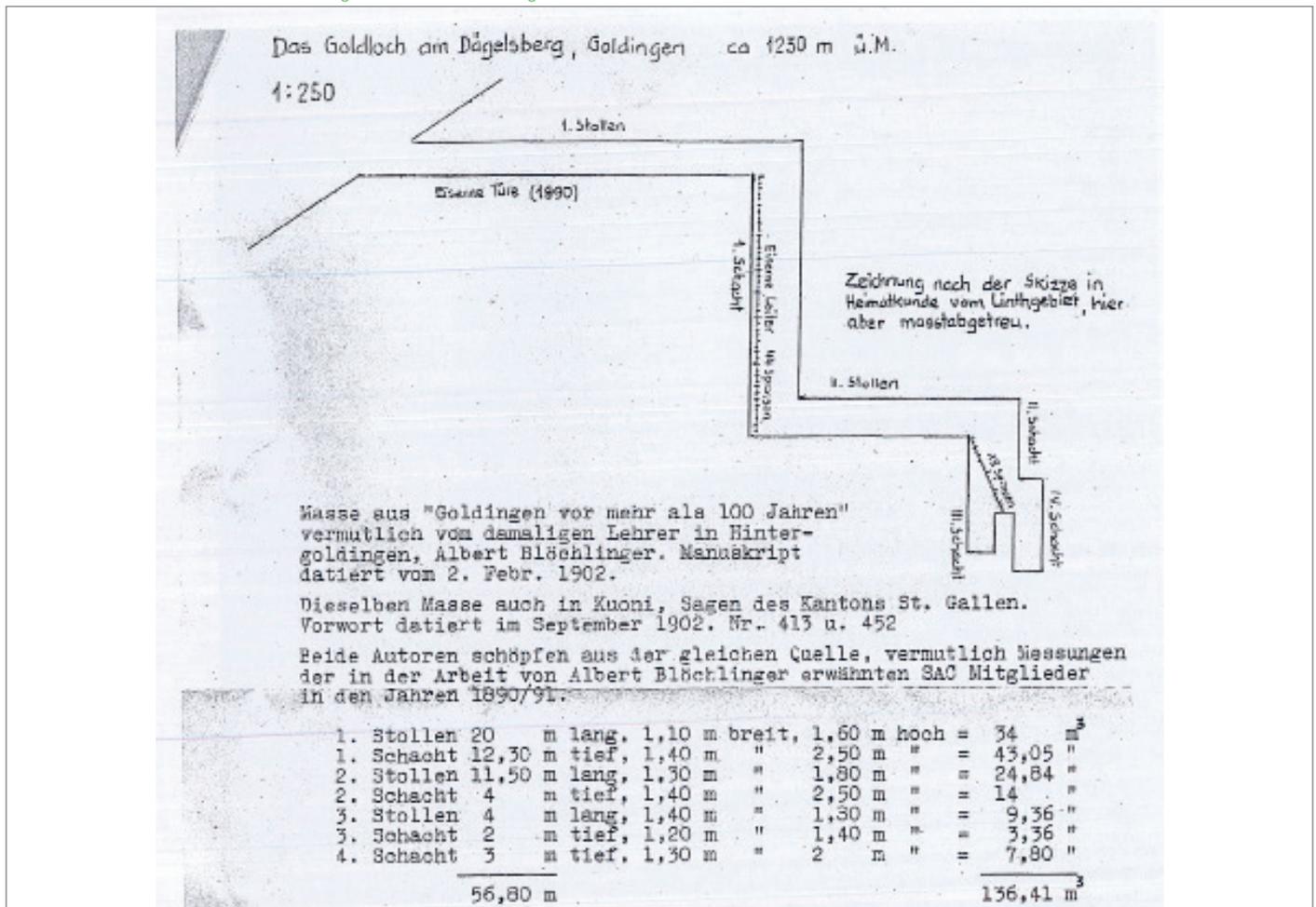
Wasser abgegraben wurde. Am Sonntag stiegen die Goldsucher ins Fischenthal hinunter, wo sie jeweils in der «Blume» eins auf den Zahn nahmen, wie der Vater des hier aufgewachsenen Anselm Rüeegg erzählte.

Das Goldloch im Goldingertal

**Abschrift aus «Heimatkunde vom Linthgebiet»
8. Jahrgang, Nr. 6 (18. Dezember 1935)**

Die Gemeinde Goldingen, ehemals der Tagwen Oblinden genannt, bildet der Bodenfläche nach mit rund 2200 ha, die grösste Gemeinde des Seebezirks. Wann der Tagwensname Oblinden, der im Freiheitsbrief von 1439 bezeichnet ist, in Goldingen abgewechselt wurde, ist nicht genau bestimmt. Wie der Landschreiber Kustor, Eschenbach, in seiner Chronik von der Landschaft Uznach anführt, «wurde der Name

Skizze zu Abschrift aus «Heimatkunde vom Linthgebiet» von Albert Blöchlinger, Amtsschreiber, 18. Dezember 1935



Oblinden in Goldingen umgeändert wegen einer Höhle, so an dem Berg und in der Alp Kamm befindlich. Die unterirdisch daraus gesammelte Beute hat die Änderung des Namens zuwege gebracht, weil die erwähnte Höhle durchgehends das Goldloch genannt und daher das Oblindertal nun das goldene oder Goldingertal oder kurz Goldingen genannt wurde».

Leider konnten bishin keine Akten gefunden werden, die dartun, um welche Zeit der Name Goldingen entstanden ist. Nach den bisher gemachten Nachforschungen und Erhebungen war der Name Goldingen bekannt, bevor das sogenannte Goldloch im Kamm gegraben wurde, was in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfolgt sein soll. Im Jahre 1679 wurde die St. Niklausen-Pfrund vom Pfarrverband des h. Kreuzes in Uznach abgelöst und zur eigenen Pfarrei

erhoben. In der bezüglichen Urkunde ist der Name Goldingen angeführt. Die Tatsache, dass die Berge im Goldingertal, so: Kreuzegg, Kreuel, Schindelberg, Dägelsberg, vorab aus Nagelfuhlagerungen bestehen, diese durch Verwitterung in Steinschutt zerfallen, lässt vermuten, dass dem Namen Goldingen, wie bei Goldau, Goldach, das althochdeutsche Wort «Goll», d. h. grober Steinschutt zugrunde liegt. Noch grösser ist die Wahrscheinlichkeit, dass der Name Goldingen vom alemannischen Eigennamen «Goll» oder «Goldo» stammt. Die Endung -ingen in der Bedeutung von Söhnen, Nachkommen, wurde meistens an Eigennamen gehängt.

Doch steht fest, dass im Goldingertal verschiedentlich versucht wurde, Gold auszubeuten. Wie dem Neujahrsblatt des Wissenschaftlichen Vereins St. Gallen vom Jahre 1833 zu entnehmen ist, soll in alten Zeiten am Fusse der Kammegg goldführende Erde gefunden worden sein.

Vom Unerland und anderen Gegenden hört man, dass in sagenhafter Vorzeit Venediger um die Berge streiften, um nach verborgenen Schätzen zu fahnden. Sie gaben vor, nach Eisen zu suchen. Aber diese Vorgabe war nur ein Mittel zum Zweck, Gold und Silber zu gewinnen. Venediger sollen auch im Kamm, am Fusse des abgebrochenen Berges vorerst dem Bächlein entlang gelegenes Kies gewaschen und goldglänzende Steinchen in Säckchen verpackt und fortgetragen haben. Über den Erfolg der Ausschmelzungen wurde nichts bekannt. Heute noch wird in Goldingen davon erzählt, dass die Venediger oftmals sich ausdrückten, die Bauern würden die Steinchen nicht so leichtfertig auf die Seite stossen oder den Kühen nachwerfen, wenn sie wüssten, welchen Wert die Steine haben.

Der Chronik von Landschreiber Kustor zufolge bestand, wie eingangs bemerkt, in der Alp Kamm zwischen der Kreuzegg und der Haberrüti gelegen eine Höhle, welche durchgehends das «Goldloch» genannt wurde. Erwähnte Höhle soll von geräumiger Weite und in etwelche Gassen und Abwege eingeteilt gewesen sein, worinnen Erzverständige ein gewisses feuchtes Sand auffassten und in fremde Länder vertragen. In besagter Höhle soll ein grosser Weiher gewesen sein. Wie bei der Überlieferung berichtet, lagen 4–6 Mann der Bergmannsarbeit ob, gingen während der Woche in der Hintersäge (früher auch Töbeli genannt) in «Jöslis» Haus, jetzt Wirtschaft zur «Sonne», ein und aus. Über den Erfolg der Ausbeutungen aus dem Berginnern sollen die Arbeiter strengste Verschwiegenheit beobachtet haben.



Das Goldloch, auch «lsaraloch» genannt, in Goldingen



Dienstag, den 28. Juni 1757 wurde in der Gegend zwischen Kreuzegg und der Haberrüti ein anhaltendes Rasseln und ein beständiges Donnern gehört, ein Erdbeben war weiterherum spürbar. Durch Schlipf und Einsenkung wurden die im Kammburg befindlichen Gruben und Gänge zerstört. Landvogt Felix Grebel auf Schloss Grüningen erstattete über den Bergsturz im «Uznachischen Territorio (sic)» am 22. Juli 1757 an die Regierung in Zürich einen einlässlichen Bericht. In demselben ist erwähnt, «dass im Goldingertal der Berg, genannt Kreuzegg, ganz überfallen, wodurch auch die grössten Tannen und auch Felsen gesunken und ein Riss zu sehen sei, welcher mehr als Kirchturmstiefe habe». Ob nach diesem Naturereignis die Grabungen ins Innere im Kammburg wieder aufgenommen wurden, ist nicht bekannt, ist aber höchst zweifelhaft.

Eine zweite Verschüttung des Goldlochgebiets erfolgte am 11. Mai 1847. Der Überlieferung gemäss war an jenem Tage schönes Wetter. Mit donnerähnlichem Getöse sank der Wald von der Höhe aus zwischen Kreuzegg und der Haberrüti; eine gewaltige Erdmasse setzte sich in Bewegung und bedeckte die Talsohle. Anselm Blöchliger, der nahe am Fusse des Kammburgs wohnte, räumte sein Haus. Dieser Zerfall des Berges erstreckte sich auf beide Seiten; auch das Libingertal erlitt ausgedehnte Verwüstungen.

Vom einstigen Goldloch an der Kreuzegg, genauer gesagt am Kammburg, sind ganz geringe Spuren vorhanden. Einzig das sogenannte «lsaraloch», das heute noch am Abhang des Berges sichtbar ist, kann als Rudiment einer Höhle ins Berginnere angesehen werden.

Die ältesten Personen vom Schulkreis Hintergoldingen wissen noch zu erzählen, wie ihr ehemaliger Lehrer Niklaus Gübeli, der 1876 als mehr als 80-jähriger Greis starb, vom Goldloch im Kammburg erzählte. Dabei habe er sich geäussert, wenn er finanzkräftig wäre, würde er unten am Berge nach den Höhlen graben lassen, aus denen einst, wie seine Eltern ihm mitteilten, Gold gewonnen worden sei.

Bald nach der Verschüttung des erwähnten Goldloches wurde am Dägelsberg mit einer Höhlengrabung begonnen. Es soll dies 1760 bis 1780 geschehen sein. Diese Bergmannsarbeit lässt vermuten, dass am Kammburg Gold gewonnen wurde, oder dass ein ausgesprochenes Bestreben vorhanden war, im Berginnern im Goldingertal Gold zu suchen.

Wenn die Hirten...

...damals gewusst hätten, wie wertvoll die Steine waren, mit denen sie die Kühe antrieben, so hätten sie sich womöglich andere Methoden einfallen lassen... Dazumal soll es üblich gewesen sein, dass die Bauern den angespannten Zugtieren Steinchen nachwarfen, um sie zum kräftigen Ziehen anzuspornen, anstatt Peitsche oder Stock zu benutzen.

Der Dägelsberg, ca. 5 km vom Kammburg entfernt, gehörte laut Brief vom Uznachischen Landgericht vom 18. Oktober 1648 zur Goldinger Allmeind. Nach der von den 97 Allmeindgenossen anbegehrten und vom Kleinen Rat des Kantons St. Gallen 1811 bewilligten Verteilung der auf 23'414 Gulden geschätzten Allmeindgüter, gingen die zugehörigen Alpen und Waldungen in Privatbesitz über. Der Dägelsberg, dessen Waldung anno 1810 auf 1600 Gulden und die Sömmerung auf 1100 Gulden geschätzt wurde, ist heute Eigentum der Staatsverwaltung Zürich. Diese Liegenschaft, die jetzt 71 ha 15 a Waldung umfasst, reicht von der hinteren Töss hinauf, auf den Bergrücken und bildet auf mehr als 1 km die Grenze zwischen den Gemeinden Goldingen und Fischental, bzw. zwischen den Kantonen Zürich und St. Gallen.

Das dritte Goldloch

Der Lehrer Jäger aus Goldingen erzählte um 1944 eine Sage von einem dritten Goldloch. Dieses befindet sich am Goldingerbach, direkt unterhalb des abgebrochenen Berges. Sein Eingang liegt auf ca. 1000 m ü. M., ist ca. 1 m hoch und 6 m breit. Innen erweitert sich das Loch und führt etwa 60 m ins Innere. Nicht weit vom Eingang zweigt ein zweiter Stollen ab, der sich wiederum in einen 25 m und einen 50 m langen Gang gabelt. Wenn man aus diesen Höhlenwänden Mergelbrocken bricht und zerschlägt, sieht man an den Bruchstellen staubfeine und goldglänzende Teilchen. Über deren Beschaffenheit ist bis jetzt nichts bekannt. Architekt Senn in Steg-Fischenthal hat die Höhle erstmals vermessen, wahrscheinlich um 1930. In dieser Höhle war nach Lehrer Jäger auch ein Schatz vergraben. Wer ihn heben wollte, musste den Teufel anrufen, der alsbald hinten in der Höhle erschien. Wer ihn im Ringen überwinden mochte, konnte zu den Glücksgütern gelangen.

An aerial photograph of a lush green mountain slope. At the bottom of the slope, there is a small settlement with several buildings, including a prominent white house with a red roof. The surrounding area is covered in dense green grass and scattered trees. In the background, more mountain ranges are visible under a clear blue sky.

Der Grenzstein am Tösstock

In alten Zeiten stiessen auf dem Tösstock die Grenzen der Herrschaften Grüningen und Uznach zusammen. Grüningen war zürcherisch und Uznach war ein Schutzgebiet der Schwyzer und Glarner. Da man in alten Zeiten nicht immer ganz genau marchte, geschah es ab und zu, dass man sich über die Grenzlinien stritt. Zu dem kam es auch einmal zwischen Zürich und den Schirmorten von Uznach. Da fiel einem einheimischen Zeugen ein, dass in der Nähe des Tösstockes ein alter Hirte lebe, der den genauen Grenzpunkt kenne. Da der alte Mann nicht mehr gehen konnte, trug man ihn an den Ort, den der Alte angab. Er sagte, es müsse auf der Grenze eine alte Buche stehen, und dieser sei zum Zeichen der Grenze ein eisernes Kreuz aufgenagelt. Die Männer suchten lange. Endlich fanden sie eine Buche mit seltsamen Höckern, und als sie mit dem Beile diese Buckel wegsprengten, kam das eiserne Kreuz zum Vorschein. Seit der Zeit, da der Baum als Grenz- oder Lorchbaum gezeichnet worden war, hatte die Rinde das Kreuz vollkommen umwachsen. Darum wusste man die Grenzscheide nicht mehr sicher. Nun war der Streit beendet; Schwyz und Glarus hatten gewonnen.

Von «Venedigern» und «Chinesemannli»

Der Venediger, ...

...der den Anstand nicht bezahlte

Von den Venedigern weiss der Volksmund noch allerlei Geschichten zu erzählen. Der eine von ihnen war ein besonders hübscher Bursche mit dunklen Augen und schwarzem Kraushaar. Von dem träumten bereits alle Mädchen rund um den Tössstock herum, ganz anders als sie jeweilen von den Fischenthaler-, Sternenberger- oder Walderburschen träumten. Und es dauerte wirklich nicht lange, bis er eine am Bündel hatte, ein hübsches Bauernkind aus dem Oberholz. Die Oberholzer Burschen freuten sich über diesen Vorstoss in ihre Rechte nicht, aber sie trösteten sich damit, dass er einen rechten Anstand zahle, wenn schon einer den ganzen Tag mit Gold zu tun habe. Aber der Fremde wusste vom Anstand nichts, nicht einen Batzen klaubte er aus seinem Blater heraus. Im Gegenteil er begann zu welschen wie besessen, er sei niemandem etwas schuldig. «Was?» brüllten ihn die Burschen an, «nüüt schuldig?» Und sie schüttelten ihre Fäuste unter seiner Nase. «Dä Aschtand bisch du eus schuldig, wi' jederma, dä vo usswärts zu eusne Maitli z Liecht gaht. Das isch Bruuch, und wär sich dem nüd unterzi'ht, chan sis blai Wunder erläbel!» Der Goldgräber begann schrecklich aufzubegehren, er habe seinen Schatz nicht gekauft und brauche ihn nicht zu zahlen. Da verprügelten ihn die Oberholzer erbärmlich, und während die einen ihm die verschiedenen Punkte seines Sündenregisters vorhielten, gerbten die anderen ihm das Fell. Von Stund an sah man den Venediger nicht mehr. Wahrscheinlich lief er spornstreichs nach Hause, um seiner Mutter von seiner blonden Geliebten und den barbarischen Bräuchen in unserem Lande zu erzählen.

...der den Sägebock molk

Vom anderen Venediger wusste der alte Schulmeister Anselm Oberholzer im Oberholz auch eine Geschichte zu erzählen. Als die Venediger im Berg oben nach Gold gruben, kam einst einer am Abend zur Essenszeit ins Oberholz herunter und fragte ums Übernachten beim Sonnenwiesbauer. Der Bauer liess ihn nur ungern herein, denn man kannte die fremden Vögel zu wenig – oder zu gut. Als es dann ans Essen ging, liess ihn die Bäuerin merken, dass man zu wenig Milch habe. Da lachte der Welsche und sagte, dem sei leicht abzuhelfen. Er deutete dem Hausvater, mit ihm vor Haus zu kommen und einen Melkkübel mitzunehmen. Im Schopf draussen nahm er das Hagmesser

Der Teufel im Goldloch

Quelle: K. W. Glaetli: Zürcher Sagen, PKB

Später wühlte auch ein Heidegger von Zürich im Goldloch am Dägelsberg. Zimmermann Hansheiris Grossvater in der Vorderschüür musste ihm jeweilen die Spitzseisen nach Wald hinuntertragen, wenn sie nachgeschliffen werden mussten. Er erzählte, dass er immer über die Bachscheide und die Wolfsgrueb gegangen sei, weil das der nächste Weg war.

Als das Goldloch längst verlassen war, bemächtigte sich seiner der Teufel. Die Leute mieden die Gegend, wo ein Loch gerade hinunter zur Hölle führte. Joggelis Hansruedi, der Schwefelholzkrämer, wusste davon auch noch eine Geschichte zu erzählen, dass einem die Haare zu Berge standen und man sich nicht mehr getraute, die Füsse unter den Stuhl zu halten.

Als Hansruedi noch ein junger kräftiger Bursche war, musste er einst hinten im Bauernboden ein Kalb holen. Wie er auf dem Weg war, brach ein Unwetter los, und der Bursche wusste nichts Besseres, als in das nicht weit entfernte Goldloch hinaufzurennen, um unterzustehen. Aber als er dort im Eingang stand und das Wetter von seinem trockenen Plätzchen aus betrachtete, stieg etwas durch die Leiter aus dem Loche herauf, und ehe sich's Hansruedi versah, hatte sich der Teufel hinter ihm aufgepflanzt. Unser Hansruedi war sonst ein unerschrockener Kerl und nicht von Gfürchigen, aber als der andere so sprungbereit hinten in der Höhle stand, die Geissfüsse in den Boden stemmte und mit dem Munischwanz wedelte, da war es ihm nicht mehr ganz wohl. Auf einmal stürzte der Schwarze auf ihn los, und Hansruedi nahm Reissaus. Was die Füsse mochten, rannte er durch Dornen und Gestrüpp auf das Schnebelhornwirthshaus zu. Aber der Teufel mochte ihn mit seinem Bratspiess erreichen und konnte ihm damit einen Stich ins linke Bein versetzen. Zerfetzt und zerschunden langte er im Bergwirthshause an und liess sich, mehr tot als lebendig, auf die erstbeste Bank niederfallen. Seine Haare waren vor Schreck in dieser kurzen Zeit erbleicht und für seiner Lebtag grau geworden, und sein linkes Bein blieb für immer lahm.

und schlug es hinten in den Sägebock hinein. Sodann holte er den Melkstuhl, nahm den Kübel zwischen die Beine und begann aus dem Messerheft die beste Milch herauszumelken. Dem Sonnenwiesler kam die Sache nicht ganz geheuer vor, aber der Welsche beruhigte ihn, er solle nur zufrieden sein, die Milch komme von den Kühen auf der Scheidegg drüben. Als der Vater Oberholzer die Geschichte von der ferngemolkenen Milch in der Wirtschaft erzählte, fanden die Oberholzer, man habe jetzt von den Venedigern genug gehört und erlebt: Da kamen sie, machten das Weibervolk närrisch, gruben Wasser vom Hübscheggbrunnen ab, liessen einen Berg einstürzen, zauberten und hexten; so konnte man das nicht anstehen lassen. Eines schönen Morgens kam der Landvogt mit seinen Knechten und suchte den Goldgräber und Zauberkünstler, und da fand er auch den anderen noch, der den Anstand nicht bezahlt hat. Der war also doch nicht über die Berge davon. Der Landvogt machte keine Umstände und nahm die Herrschaften mit nach Zürich. Dort machte man ihnen den Prozess,

weil ja die Schatzgräberei verboten war. Was bei dem Prozess herauschaute, weiss man nicht, aber das weiss man, dass die Venediger versprochen, den Herren Räten aus ihrem Golde eine Kette herzustellen, welche um die ganze Stadt Zürich herum reiche, sofern man sie frei lasse. Dieses grossmäulige Versprechen trug ihnen aber nichts ein.

Uralte Begräbnisstätte

Quelle: Jos. Fidelis Ferdinand Rüegg, Von Goldingen an den Zürichsee

Ein weiterer Zeuge unerforschter Vergangenheit befindet sich am Strässchen, das von Echeltschwil nach der «Schwärze» führt: eine uralte Begräbnisstätte. Auf meinem Schulwege nach Uznach, in den 50er Jahren, habe ich daselbst oft Menschenköpfe, Knochen und vom Rost zerfressene Eisenstücke gesehen, die beim Ausschöpfen von Sand und Kies zum Vorschein kamen. Später hat der neue Besitzer der Liegenschaft alles ausgeebnet. Der auf diese Stelle gesetzte Gedenkstein gilt aber nicht diesem Begräbnisplatze, sondern einem anderen Zwecke. Vor Zeiten lebte in Echeltschwil, im ersten Hause von der Schwärze an gerechnet, ein Mann aus dem Geschlechte der Eicher: Niklaus Eicher, genannt der «Gross-Eicher z' Echeltschwil». Er hat den «Frörer» bekommen, niemand konnte ihm helfen. Da soll er versprochen haben, unten am Wegrande in der Nähe seines Hauses, in der Hecke ein Bildstöcklein mit einem Marienbild zu errichten. Die Krankheit verliess ihn und Eicher hat Wort gehalten. Ich sah das alte Bildstöcklein oft im Vorbeigehen. Mit der Zeit wurde das eichene Holz angegriffen, das Bildstöcklein drohte zugrunde zu gehen. Da kaufte der damalige Eigentümer des Landgutes: Anton Schmucki, genannt «Schmuckis Toneli» von meinem Vater Josef Anton sel. den noch dort zu sehenden Grabstein mit dem Rüggenwappen darauf; diesen richtete er samt dem Marienbild als Bildstöcklein her und setzte dasselbe an die gleiche weithin sichtbare Stelle des eichenen Bildstöckleins. Dieses Gräberfeld gibt ein grosses Rätsel auf. Handelt es sich um den letzten Zeugen eines Kampfes in diesem Grenzland zwischen Römern und Alemannen, letzteren oder Franken und den Rätoromanen, oder haben wir darin einen Teilabschnitt der Belagerung der Burg Utznaberg zu erblicken, deren Gebiet durch die Letzi bei Diemberg abgeriegelt war, um vor Überraschungen vom Norden her besser geschützt zu bleiben?

«Chinesemannli»

Quelle: Jos. Fidelis Ferdinand Rüegg, Von Goldingen an den Zürichsee

Vom «Chinesemannli» sei hier folgendes festgehalten. Es mag in den Jahren 1850–55 gewesen sein, wo an unserem Familientisch ein 60–70 Jahre alter Mann, der Vater von Fuhrmann Fidel Oberholzer, uns folgendes erzählte:

«Z'hinderst im Chamm, im Berg obä, ist fröhner es Loch oder ä Höhli g'sii. All Johr ist es Chinesemannli mit em ä Chäntli cho, ist ufä und i das Loch inä g'sstiegä und hät dert es Chäntli mit Gold awäggnoh und s leer herästellt. Emol ist das Mannli zu üs i d'Stufe cho und seit zu mim Fideli: «Buebli, wärest nöd so guet und giengst der ufä zur Höhli, i hä dert en Stei vergesse mitzneh. bis so guet und holmer e; er liit usse, grad vor em Loch, uf em ebene Plätzli.»

De Bueb, mi chli Fideli, isch schnell g'sprunge und hät ämel de Stei g'fundä und dem Mannli brocht: das git dem Chlina en Sächs bäzig (84 Rp.) und seit: «Do hinte obe würft mäenge Buur inere Chueh en Stei noh, de Stei isch meh wert as d' Chueh.»

Später, so erzählt Fideli weiter, ist das Mannli nümme cho, es muss in siner Arbet g'stört wordä si oder gar g'storbä; s ist ämel nümme cho und ano 1854 ischt de Schutt abegrütscht und s'Loch und überschüttet und die Stelle, wo das «Chinesemannli» sein Kännchen nicht mehr holte, mit Gestein und Geröll so hoch bedeckt, dass es sich nicht lohnte, das Kännchen zu suchen und auszugraben.

Von Hexerei und Zauberbüchern

Das Hexenbüchlein

Auf der Alp Scheidegg fiel einmal der Schnee schon ganz früh und deckte die Weiden zu, als das Vieh noch droben dem Futter nachging. Als die Alpengenossen aus dem Tale herauf erschienen, konnten sie vom Hirten keine Spur finden. Nach langem Suchen entdeckten sie ihn in einer tiefen Schlucht. Bis sie ihn aber herausgeholt hatten, war er erfroren. Man trug ihn in die Alphütte, wo drei Männer die Totenwache hielten, bis die Alp abgeräumt war. Der eine von ihnen war ein Wilderer. Man hiess ihn des Vizenzen Bub.

Als dieser mitten in der Nacht die Wache übernehmen musste, schaute er sich in der Hütte um und entdeckte auf einem Balken verborgen ein rotes Büchlein. Er langte es herunter und blätterte drin. Da sah er, dass es ein Zauberbuch war. Das kam ihm wohlgelegen, denn schon lange hätte er gerne gewusst, wie er es anstellen könnte, dass jeder Schuss aus seiner Büchse treffe. Jetzt aber war nicht die rechte Zeit, das Buch zu studieren, und er steckte es zu sich, um es daheim ungestört zu lesen und auszuprobieren.

Des anderen Tages in der Frühe trugen die Männer die Leiche zu Tale und begruben sie. Sobald er konnte, kehrte des Vizenzen Bub in seine Hütte im Oberholz zurück, um die Zaubersprüche im roten Hexenbüchlein zu erproben. Richtig, da stand ein Rezept für niefehlende Kugeln. Darnach musste man, um solche zu erhalten, das Blei im Schädel eines Selbstmörders schmelzen, und zwar um Mitternacht. Da hiess es aber ferner, dass man mit einer solchen Kugel nur einmal auf den gleichen Gegenstand zielen dürfe; bei zwei- oder mehrmaligem Zielen würde das Geschoss von geheimer Macht abgelenkt und träfe dem unglücklichen Schützen das Liebste auf der Welt. Da man ja zu jener Zeit die Selbstmörder nicht im Friedhof begrub, sondern in abgelegenen Tobeln, so war es dem Vizenzenbub ein Leichtes, einen solchen Schädel auszuheben, sintemalen die Totengräber solche Leichen nicht sechs Schuh tief versorgten. Mit ungeduldigem Eifer goss sich der Mann unter den vorgeschriebenen Umständen die Zauberkugeln und mit ungestümer Begier lief er noch in derselben Nacht, sie zu erproben.

Doch konnte er kein Tierchen erspähen, weder auf dem Farn, noch auf dem Welschenberg. Er lenkte seine Schritte über das Färch zur Hand hinunter, und als er immer noch nichts entdecken konnte, stieg er zum abgebrochenen Berg hinauf. Auf der Kreuzegg draussen blieb er auf dem Anstand. Hier erwartete der Wilderer auch am wenigsten eine Überraschung

durch den Förster oder sonst eine Amtsperson. Kein Bein regte sich, und schon wollte des Vizenzen Bub wieder umkehren, denn der Morgen war nicht mehr weit.

Plötzlich schritt stolz und hochehobenen Kopfes ein stattlicher Bock aus dem Gebüsch. Dem Jäger lachte das Herz. Er legte das Gewehr mit der unfehlbaren Kugel an. Doch da war ihm, als hätte hinter ihm jemand etwas gesagt. Er setzte ab, schaute um sich, sah aber niemanden. Des vielsagenden Wortes nicht gedenkend, zielte er nochmals und schoss. Ein lauter Wehschrei ertönte. Der Rehbock aber verschwand in dem Gehölz. Der Wilderer stiess einen groben Fluch aus. Doch wollte ihm der Schrei nicht aus dem Sinn, denn etwas, Tier oder Mensch, musste die nichtfehlende Kugel ja getroffen haben. Auf einmal stieg es ihm heiss und kalt den Rücken hinauf. Um Gottes Willen, es wird doch nicht... mein Liebstes sein, stammelte er und rannte hin, wo der Bock gestanden. Da lag im Grase sein eigenes Kind, tot, von des Vaters Kugel getroffen. Nichts nützte, dass er voll Schmerz die Hände verwarf. Das Büblein regte sich nicht und blieb stumm. Da stieg in dem vom Teufel geprellten Vater die Angst auf, die Angst vor der Verantwortung vor den Menschen. Rasch grub er mit dem Hirschfänger seinem Büblein ein einsames Grab unter einer breitästigen Buche. Dann verliess er das Land, und man hat ihn nicht mehr gesehen.

Viele, viele Jahre später stapfte ein Holzhauer durch den Wald und sah unter jener breiten Buche eine wunderschöne rote Distel blühen. Da er ein Blummännchen war, wollte er die seltene Blume für seinen Garten ausreissen. Aber ihre Wurzel war nicht aus der Erde zu heben. Neugierig geworden, grub der Mann nach und bemerkte zu seinem Erstaunen, dass die Wurzel aus einer Totenhand herauswuchs. Dem Holzhauer grauste es, und er liess die Blume stehen. Als er später dazu kam, die grosse Buche fällen zu müssen, erlebte er ein weiteres Wunder. Er konnte mit seinem scharfen Beile aufziehen, so weit er mochte: Die Schneide drang nicht um Haaresbreite in das Holz ein. Es wurde ihm unheimlich bei seiner Arbeit, und er liess die Buche stehen. Man nannte den Baum die Blutbuche. Aber jedermann mied den Weg an ihr vorbei, besonders in der Nacht; denn es ging dort früher um.



«Buure-Regle» und allerhand «Ughür» und Anekdoten

Unser «Garibaldi»

Quelle: Jos. Fidelis Ferdinand Rüegg, Von Goldingen an den Zürichsee

Eine sonderbare Bewandnis mag die einzelnen Ortes angetroffene Meinung auf sich haben, Goldinger hätten sich am Garibaldizug in Italien beteiligt. Ja ein Goldinger sei sogar Anführer gewesen, habe mit List die Schlacht von Palermo geleitet und dort den Namen Garibaldi getragen! Dieser Garibaldi sei niemand anders als ein Oberholzer aus dem Sack gewesen! Anlässlich einesurlaubes habe er dann in Uznach die Schlacht von Palermo in theatermässiger Aufmachung aufgeführt, und sei hernach wieder nach Italien zurückgekehrt. Diese famose Geschichte wurde mir selber mit allerlei reizenden Einzelheiten erzählt und wehe, wenn ich ungläubig den Kopf zu schütteln wagte. Tatsache ist, dass Goldingen von früher Zeit her bald da bald dort Söhne in fremden Kriegsdiensten stehen hatte. So mag denn wohl ein Spassvogel den Goldinger Garibaldi in Szene gesetzt haben.

Der «Beihänsel»

Quelle: Jos. Fidelis Ferdinand Rüegg, Von Goldingen an den Zürichsee

In ganz Goldingen und überhaupt in den Dörfern des oberen Seebezirkes, die ans Toggenburgische grenzen, war ein Mannli bei Gross und Klein allbekannt. Man hiess ihn nur den «Beihänsel».

Bald erschien er mit einer «Chräze» auf seinem Buckel, bisweilen mit einem kleinen «Chäreli». Immer hielt er seinen Einzug mit frohem Gesang.

«Häfelimaa, Bekelimaa,
,s Häfeli muess es Deckeli ha!
Häfelimaa, Beckelimaa,
,s Toggeburg muess en Isebahn ha!»

Vo alte Buure-Regle und allerhand Ughür

Quelle: Jos. Fidelis Ferdinand Rüegg, Von Goldingen an den Zürichsee

In Erinnerung blieb mir noch gut, dass man uns Kindern nie an einem Freitag die Haare schneiden liess, dann das habe Kowpfweh zur Folge, noch viel weniger solle man im Kalenderzeichen der Jungfrau zum Haarschneider gehen, denn das gebe Läuse, dass man ihrer nicht mehr Meister werde. Man solle im Leu oder Widder gehen, das sei gut. Im Zeichen des Krebses solle man nicht waschen, das tue der Wäsche nicht gut, es gehe mit ihr «hinderschi», d. h. sie sei rascher abgenutzt. Beim Schneiden der Bäume solle man darauf achten, dass man diese nicht im «Obsigänt» des Mondes mache, wie auch nicht beim Haarschneiden, denn wie die Haare so würden auch die Zweige der Bäume nur aufwärts wachsen. Den Kropf könne man vertreiben, wenn man beim wachsenden Mond den Kropf reibe und dazu sage:

«Was i riebe, schwini – Was i gsehne, wachsi!»

Laubflecken solle man mit einer gelben Schnecke abreiben und dabei fest den Willen haben: «Furt mit dem Zügl!» Ist jemand mit Warzen behaftet, so soll er anlässlich eines erstbesten Leichenbegängnisses nicht vergessen zu sagen:

«Es lütet inere Lych is Grab – I wäsche myni Wärze n'ab!»

Eine andere Regel aber wollte wissen, dass die Haare ausfallen, wenn man beim schwindenden Monde sich die Haare kürzen lasse. So hatte man also zwischen zwei Regeln zu wählen. Verbrennen solle man die Haare auf keinen Fall, denn das gäbe Unglück.

Bisweilen traf man auf Leute, die mit Geschichten vom «bösen Blick» und «Leidwärchen» auch den sogenannten «Schrädel» in Beziehung glaubten. Man ging abends wie gewohnt zur Ruhe. Auf einmal kam aus dem Dunkel des Zimmers eine schwarze Katze aufs Bett gesprungen, kroch über die Decke langsam, lauend heran und sass dann mit einem Satze plötzlich auf der Brust. Der zu Tode erschrockene vermochte sich weder zu regen, noch konnte er aus der zusammengeschnürten Kehle einen Laut hervorbringen. Dann auf einmal war das nächtliche Ungetüm wieder fort. Schweissgebadet staunte der Erwachte immer noch angstbekommen über das Vorgefallene. Dieser Alpdruck wurde mir in den verschiedensten Formen immer wieder erzählt. Sonderbar mutete dann umso mehr der Volksspruch an, man solle eine zugelaufene schwarze Katze nicht wegjagen, denn schwarze Katzen brächten Glück.

Und so weiter. Ich erinnere mich nur mehr dieser Eingangsstrophe, die dann nach jedem neuen Gsätzli als Refrain wiederkehrte. In den Versen brachte er immer eine Tagesneuigkeit in launiger Aufmachung.

«Jäso, de Gschirchrömer ist wieder im Land». «Grüezi Beihänsel, so ischs rächt. Sind willkum züenis! Chönd nänd grad mittis z'Vier!» So ward ihm überall ein freundlicher Gruss.

Der Beihänsel war immer gerne gesehen. Konnte man ihm einige beiseite gelegte Knochen in den Sack stecken, so liess er auch Beckeli und Deckeli zu noch billigerem Preise. Somit war jedem Teile gedient.

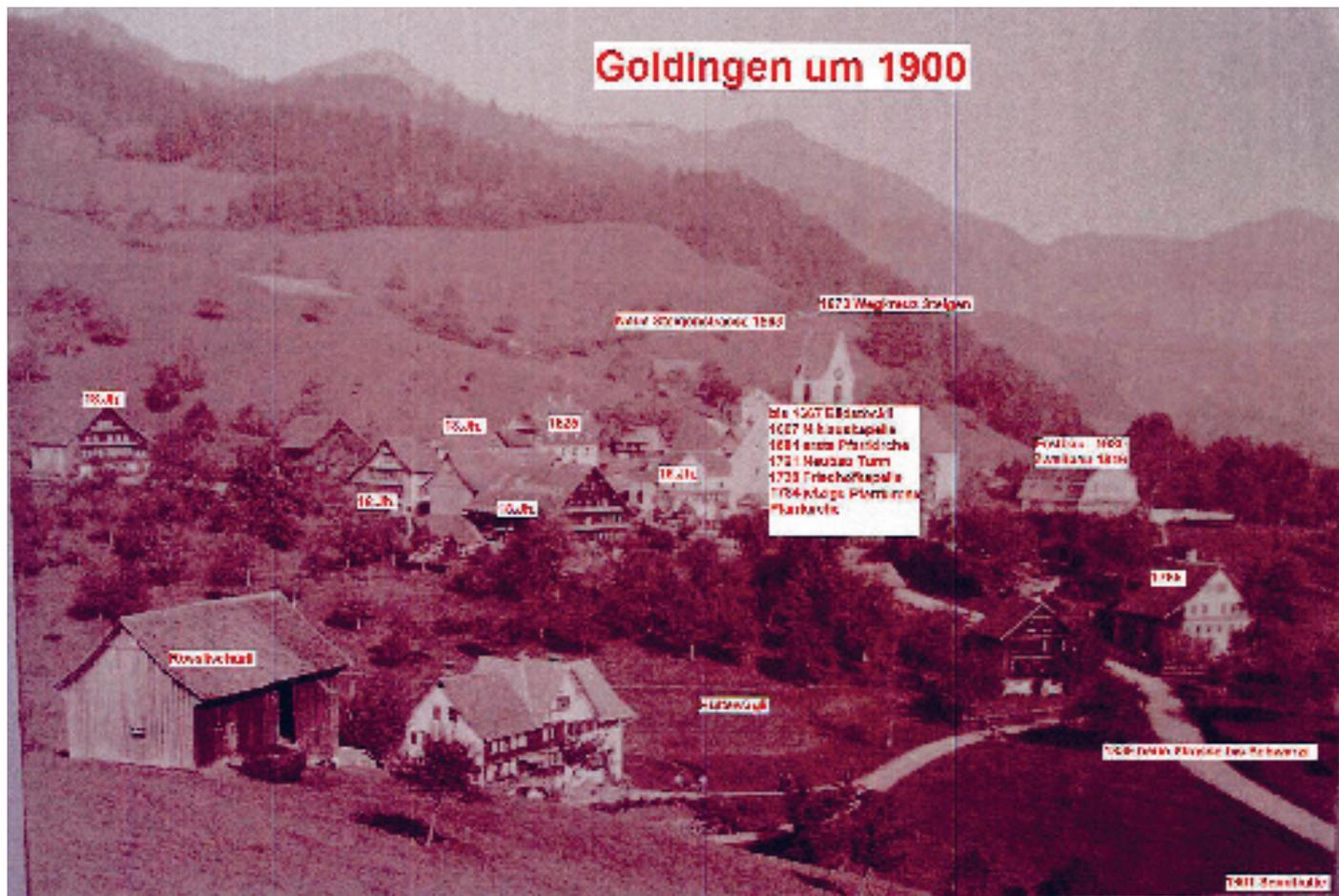
Schon lange vor Erbauung der Toggenburg-Bahn, mit der man denn endlich von Wattwil nach Wil hinunter und ins Thurgi reisen konnte, sang der Beihänsel sein Liedchen und noch andere dazu. Und wie man sagte, habe er keine schlechten Geschäfte gemacht.

Christelis Höhle

Es war in der Franzosenzeit, anno 1799. Franzosen und Russen kämpften miteinander in der Linthebene, und die Leute im Gebirge oben schauten dem Getümmel vom Welschenberg herab zu.

Eines Morgens hatte sich ein verwundeter Offizier im Bergland verirrt. Vor dem Hause im Schindelberg war er kraftlos zusammengesunken. Die Familie Hofer, welche da haushablich war, pflegte den Soldaten, der sich Christen nannte. Aber ein missgünstiger Hirte verriet ihn beim helvetischen Kommando, und die Landjäger sollten ihn holen. Hofers kamen aber den Verfolgern zuvor. Sie verbargen den Verwundeten in jener Höhle in der Neurüti, die Heinrich Reiser in der Strahlegg sonst als Heuschopf benützte. Aber als die Späher dem Offizier wieder auf der Spur waren, verbrachten ihn Hofers in die Höhle im Schmidwaldsgubel. Später konnte er in seine Heimat entkommen. Seit jener Zeit aber heisst die Höhle in der Neurüti «Christelis Höhle».

Dorf Goldingen um 1900 (zVg von Roland Rymann)





Blick über Kreuzegg ins Goldingertal

Vom ehemaligen Fastnachts-Lärm

Quelle: Heimatkunde vom Linthgebiet 1954

Dass es früher schon bei solchen Gelegenheiten recht lebhaft zu- und hergehen konnte, wusste man. Aber einen so ausführlichen Bericht, wie ihn der Uznacher Landvogt Kennel durch den Landschreiber Kuster an den Rat von Glarus richtete, trifft man doch nicht häufig. Das im Landesarchiv zu Glarus aufbewahrte Schreiben vom 23. März 1776 lautet folgendermassen:

...«um den schuldigen Amtsbericht zu erstatten, wie das an letztverwichenem Fastnach-Zinstag, den 20. Hornung zu Goldingen im Thall entzwischen zwoo Partheyen (deren die einte bey dortigem Schäfle-Wirth Johann Melchior Dieziker, und die andere bey einem Weinschenk Josef Leonty Lieberheer als in zweiyen nahe bey einandren stehenden Häuseren Fastnacht gehalten) bey Anlass, da ein Parthey einem nach Haus gehen wollenden hinausgeigen liesse, und die andere Parthey zum tanzen über die Gasse ziehen wollte, nachts ungefähr zwischen acht und neun Uhr ein sehr heftiger Lärmen und Tumult entstanden, wobei die Partheyen, so fast njemahl vorkommen, (nit) mit Fäusten gegen einandren zu thun gehabt, sondern wenigstens nur mit Prügelnwerfen gegen einanderen sich vergriffen, bis der schwächere Teil von dem angefangenen Zug bald wiederum zurück und in ihres des Lieberheeren Haus hinein gejagt wurden. Bei welchem Vorfalle ein lediger Knab (so einer aus der stärkeren Parthey war) mit Namen Dominik Wey also geworfen oder geschlagen worden, dass er in Ohnmacht dahin gefallen und nachgehends vom Platz hinweg müssen geführt werden, worauf am folgenden Tag am Aschermittwochen, nach des Orths Weisgebrauch üblichen Fastnachtsabschluss er zwar annoch ein paar Tanz tun mögen, darnach aber von Zeit zu Zeit sich schlimmer befunden, und ungeachtet der von daselbstigen H. Chyrurgen Oberholzer später gebrauchten Arzneimitteln, endlichen am 29. Hornung als am neunten Tag Vormittag zwischen 8 und 9 Uhr (nach vorgegangener christlicher Vorbereitung) in seines Vaters Haus verstorben.

Der Täter konnte nicht herausgebracht werden. Es ging bei gelöschten Lichtern zu und ohne viel Lärm beim Dreinschlagen. Ja, es sei sogar möglich, dass der Betroffene von seinen eigenen Leuten im Gewühl erschlagen wurde.»

Der Täter wurde anscheinend nie erwischt, noch wurde die Angelegenheit weiter verfolgt. Nicht uninteressant ist der Brauch des Hinausgeigens, um Neckereien anzufangen. Wenn dann nur Prügel geworfen wurden, so mussten aber solche schon vorrätig gewesen sein. Der «Fastnachtsabschluss» am Aschermittwoch war früher auch anderwärts in Übung. Dass Goldingen schon einen Chirurgen in Oberholzer zur Hand hatte, lässt einen aufstrebenden Ort vermuten. Die übrigen Geschlechter der Dieziker, Lieberheer und Wey sind ja auch heute noch bekannt.

Der Untervogt auf dem Feuer-Ross

Im Dezember 1775 wurde der Bauer Balz Christian Rüegg von der Müsliegg in Hintergoldingen vor das Gericht des Landvogtes nach Uznach gerufen: er habe über den Untervogt Vinzenz Anselm Vettiger, der am 30. Juni zu Uznach gestorben war, nachteilige Reden geführt. Er habe davon gesprochen, der Untervogt reite des Nachts auf einem feurigen Ross. Nun war der Untervogt nach dem Landamman der höchste von den Amtsleuten aus der Landschaft. So konnte es von Amtswegen und von seinen Angehörigen nicht geduldet werden, dass man davon rede, seine irrende Seel gehe um – als sei der Herr Vinzenz nicht fromm und in Ehren gestorben. Daher zitierte der Landvogt Johann Joseph Kenel den Bauern von der Müsliegg am 19. Dezember auf das Uznacher Amtshaus und fragte ihn, wie er zu der abträglichen Rede über den Untervogt selig komme.

Balz Christian erzählte: In der Zeit, als sein Bruder ein Taufmählin gehabt habe zur Zeit des erstgegebenen Schneeleins, habe die Gotte, des Melch Oberholzer selig Tochter, dabei über Tisch gesagt: der Herr Untervogt selig reite feurig umbeinanderen auf seinen Gütern gegen dem Klösterli (Berg Sion) und gegen die Alschwand hintenan. Darauf habe er, der Balz Christian, abgeredet: «Das sollte man nicht sagen». Die Gotte aber sagte: «Wohl, das seye wahr, man sags». Nun hätte er über die Sach nachgedenkt und gsinnet, er wolle doch auch einen Mann fragen, «weil es ihm schuulig geben» (wehgetan habe), da Herr Untervogt ihm geholfen und besser als ein Vater zu ihm gewesen sei. So habe er an einem Feiertag oder Sonntag, etliche Tag vor Martini, den Caspar Imper gfraget und habe darum laut gfraget, weil es darnachen so geredt worden.

So hat der Bauer von der Müsliegg begründet, dass er eigentlich das Grücht nicht glauben wollte und deshalb sich bei einem Mann erkundigt habe.

Das Landgericht aber war damit nicht zufrieden und wollte den bösen Reden weiter auf den Grund gehen. Daher wurde die Gotte, Franziska Oberholzerin aus der mittleren Au, als Zeugin vorgeladen. Am 20. Dezember sagte sie aus: Ihre Schwester habe gsgagt: des Melcher Fähen Maidly habe es ihr gsgagt – und des Melchen Fähen Maidly habe gehört von der Regina Vettigerin. Sie, die Franziska, wisse jedoch nicht, ob sie an dem Freudmahl von diesem geredt habe oder nicht.

Daraufhin wurde am 23. Dezember die Schwester der Gotte vernommen, Jungfer Anna Maria Oberholzerin aus der Au. Sie bezeugte: Des Fähen selig Baba (Barbara) habe aufm Kirchhof zu ihr gsgagt, dass ihr diese Nacht so gfürchtet hab, da sie bei ihrer Mutter selig gsyn sei. Auf ihr Fragen: «Warum?» sagte die Baba: «Sie hat gsgagt, der Herr Untervogt selig müss auf einem feurigen Pferd ummereiten». Ja, er müsse ummerwandeln in Gauwen. Sie habe es von einem Gauchner gehört.

Das Gerücht ging demnach letzten Endes auf eine verstorbene Frau Fäh zurück, die nicht mehr auf das Amtshaus geladen werden konnte und zudem noch eine geborene Vettiger war. Was sollte man tun? Die Frauenleute wollte der Landvogt nicht bestrafen. So rief er schliesslich den Balz Christian Rüegg am 23. Mai 1776 nochmals vor Gericht. Er erhielt eine milde Strafe:

Balz Christian solle öffentlich Gott und eine hochweise Obrigkeit, sowie auch die Angehörigen des Herrn Untervogts selig um Verzeihung bitten, dass er aus Unverstand und Unvorsichtigkeit nachteilig geredt und Ärgernuss verursacht haben möge. Im weiteren soll er zum Trost der lieben Abgestorbenen sechs heilige Messen lesen lassen. Dafür soll er einen glaubwürdigen Zettel von einem Geistlichen im Land bringen als Bescheinigung. An verursachte Zitations-Kösten hat er 40 Schilling zu zahlen – ein Gulden hatte damals 50 Schilling. Hiemit war er seines Versehens halber gnädig freigesprochen und für die Zukunft väterlich gemahnt.

Von dem leibhaftigen Ross des Untervogts Vettiger erfahren wir aus dem Fall-Register, dem Verzeichnis der Erbschafts-Abgaben: der titulierte Herr Hauptmann Untervogt Vinzenz Anselm Vettiger selig habe ein Pferd hinterlassen, das der jetzige Herr Untervogt (Vinzenz Urban Müller) für sein Amtsfall bezogen habe, als den ihm zugehörigen Anteil an der Steuer. Das Gerede vom Feuer-Pferd hat folgenden Weg gemacht: ein Mann von Gommiswald – Vettiger stammte von dort – hat es der Mutter Fäh-Vettiger berichtet; die sagte es ihrer Tochter Barbara; die Baben, die wohl in Goldingen diente, erzählte es auf dem Kirchhof in Goldingen der Jungfer Anna Maria Oberholzer; Anna Marie hat es ihrer Schwester Franziska anvertraut, die es als Gotte beim Taufmahl der Familie Rüegg ausplauderte; dort hörte es der Balz Christian und fragte dann den Caspar Imper, ob das wahr sei. So kam die Sache vor den Landvogt.



Impressum

Texte / Redaktion

Thomas Elser; Gemeinde Eschenbach
Rosa Sciacca Gübeli, Gemeinde Eschenbach

Mit freundlicher Unterstützung von

Robert Elser, Eschenbach
Roland Rymann, Goldingen

Literatur- und Quellenverzeichnis, Illustrationen, Fotos

St. Galler Tagblatt, 1905,
K. W. Glaettli, Sagen aus dem Zürcher Oberland
Jos. Fidelis Ferdinand Rüegg, Von Goldingen an den Zürichsee
Heimatkunde vom Linthgebiet, 1947
Heimatkunde vom Linthgebiet, 1954
Lars Gübeli, Goldingen
Roman Gubler; Gemeinde Eschenbach
unbekannte Fotografen

Gestaltung

Rosa Sciacca Gübeli, Gemeinde Eschenbach

Druck

Rüegg Druck GmbH, Eschenbach

Auflage

600 Exemplare

Herausgeber

Gemeinde Eschenbach, Kulturkommission